



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Frankreich im Jahr 1871 : Rückblicke auf die Zeit seit dem großen Kriege :
2. Thiers' Handelspolitik. Die Prätendenten.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

macht, wenn man aus einem Hause tritt, geht man auf lauter Roth und weil ich mich nicht um Lumpereien kummere, nicht klatsche und solches Rapporteurs nicht halte, handle ich oft dumm. Viele Arbeit in mir selbst, zu viel Sinnens, daß Abends mein ganzes Wesen zwischen den Augenknöcheln sich zusammen zu drängen scheint. Hoffnung auf Leichtigkeit durch Gewohnheit. Bevorstehende neue Eckelverhältnisse durch die Kriegskommission. Durch Ruhe und Geradheit geht doch alles durch.

[Knebel ist gut aber schwankend und zu gespannt bei Faulenzerei und Wollen ohne was anzugreifen. Der Prinz in seiner Vorliebschaft höchst arm.] der Herzog immer sich entwickelnd und wenn sich bei ihm merklich aufschließt, kracht's und das nehmen die Leute immer übel auf. Im ganzen wird spät vielleicht nie die Schwingung zu mindern sein, die der Ennui unter den Menschen hier erhält. Es wachsen täglich neue Beschwerden und niemals mehr als wenn man glaubt, eine gehoben zu haben.¹⁾

[Den 30. December.²⁾ Mit Seckendorf nach Apolda gefahren. War die Jagdpartie vergnügt. Nachts bis halb 1 Uhr mit Seckendorf die Neujahrsnacht geschmiedet.]

[Den 31. December halb 6 Uhr auf. Gegen 9 auf die Jagd. Leidlich geschossen. Abends zu Pferd schnell herein].

G. A. S. Burkhardt.

Frankreich im Jahr 1871.

Rückblicke auf die Zeit seit dem großen Kriege.

2. Thiers' Handelspolitik. Die Prätendenten.

Der Communekrieg hatte auf die Verhandlungen über den Definitivfrieden mit Deutschland einen nachtheiligen, verzögernden Einfluß geäußert. Die Conferenzen, durch welche der Definitivfrieden herbeigeführt werden sollte, waren am 28. März zu Brüssel eröffnet worden. Bei der Unsicherheit, in welche die Regierung von Versailles gerieth durch den Ausbruch des Communekrieges, ohne daß sie darum ihre zum Theil unberechtigten Präntentionen aufgab, geriethen diese Conferenzen bald ins Stocken und wurden am 4. Mai ganz abgebrochen; jedoch schon am 5. Mai zu Frankfurt am Main wieder

¹⁾ Bei Niemer nicht chronologisch eingereiht. S. 76.

²⁾ Vergl. die Gespräche Goethe's mit dem Kanzler Friedr. v. Müller. S. 105. Die hier aus der Erinnerung gemachte Erzählung wird hierdurch berichtigt und quellenmäßig festgestellt. Es war also nicht Thalbürgel, sondern Apolda.

aufgenommen. Hier trafen von französischer Seite die Minister des Auswärtigen und der Finanzen, Jules Favre und Pouyer-Quertier mit dem Fürsten Bismarck von deutscher Seite zusammen und unter der kräftigen und zugleich mäßigen Einwirkung des Letzteren ward bereits am 10. Mai der Definitivfriede von den Bevollmächtigten der beiden Nationen unterzeichnet. Derselbe bestätigte im Wesentlichen den Präliminarfrieden und bestimmte nur Fragen genauer, welche zu secundären Anständen hätten führen können. — Herr Thiers wendete nun seine größte Sorge der möglichst baldigen Ausführung dieses Friedens zu und hier muß ihm das unbedingteste Lob gespendet werden von jedem Unbefangenen, welcher Partei er immer angehöre und welche Meinung er im Uebrigen von Herrn Thiers haben möge. Die allmältige Ausführung des Friedens durch die allmältige Bezahlung der Kriegscontribution von fünf Milliarden brachte mit sich die allmältige Räumung des besetzten französischen Gebiets seitens der Deutschen. Herr Thiers sann zunächst nur darauf, soviel als möglich und sobald als möglich Geld herbeizuschaffen, um die Deutschen bezahlen zu können, damit sie recht bald den größten Theil des von ihnen besetzten Frankreichs und endlich recht bald Frankreich gänzlich räumten. Am 2. März 1874 sollte die ganze Kriegscontribution an Deutschland abbezahlt sein. So sagte es der Vertrag. Herr Thiers aber glaubte diese Sache früher ins Werk setzen zu können und warf sich mit aller Kraft hierauf. Schon am 6. Juni ließ Thiers durch Herrn Pouyer-Quertier der Nationalversammlung einen Gesetzentwurf vorlegen, welcher die Regierung zur Erhebung einer Anleihe von 2½ Milliarden ermächtigte. Das Geld, welches die Anleihe einbrachte, sollte vornämlich verwendet werden zur Bezahlung der zwei ersten Milliarden an Deutschland. Der Gesetzentwurf ward am 21. Juni von der Nationalversammlung angenommen und am 27. Juni wurden auf die Anleihe statt der verlangten 2½ Milliarden 5 Milliarden gezeichnet. Obwohl man nun weiß, wie es bei dergleichen Anleihezeichnungen hergeht, so darf doch nicht geläugnet werden, daß dieses Resultat ein gewaltiges Zeugniß war für den Credit Frankreichs in ganz Europa, welchen es nun einmal dem natürlichen Reichthum des Landes, der Arbeitsamkeit, Intelligenz und Deconomie seiner Bewohner und nebenbei der verhältnißmäßigen immer anerkannten Solidität seines Handelsstandes verdankt. Solchen Gründerschwindel wie in Berlin und Wien hat es in Paris nie gegeben (? die Red.), obwohl Paris — unter dem zweiten Kaiserreich — die Geburtsstätte des Crédit mobilier, das Nest des Pereire und Mirés war. Wie großartig aber immer der Credit Frankreichs in ganz Europa sich bei Gelegenheit dieser ersten Anleihe erwiesen haben mochte, — diese Anleihe gab keine andere Möglichkeit als diejenige, dem dringendsten Gläubiger einen Theil der Schuld abzubezahlen. An die Stelle dieses

dringendsten und unangenehmsten Gläubigers traten andere, welche das Geld hergeliehen, aber keineswegs hergeschenkt hatten, um ihn zu befriedigen. Frankreich hatte fünf Milliarden an Deutschland zu zahlen, außerdem war seine Staatsschuld durch den Krieg mit allen seinen Unfällen und Verschleuderungen um weitere fünf Milliarden etwa vermehrt worden. — Frankreich hatte anfangs 1871 etwa 10 Milliarden mehr Schulden, als im Juli 1870. Diese Schulden mußten zunächst wenigstens verzinst werden, später mußte man doch auch an ihre Amortisirung denken. Das jährliche Ausgabebudget Frankreichs war also im Vergleich zu demjenigen unter dem Kaiserreich jetzt um mindestens eine halbe Milliarde vergrößert. Dabei ist nur die Verzinsung der neuen Schuld in Anschlag gebracht, es ist keine Rücksicht genommen auf die Bedingungen, welche bei Contrahirung der Anleihen eingegangen werden mußten, auf die endlich bevorstehende Amortisation, auf die vollständige Desorganisation der französischen Armee, des Armeematerials, des Festungssystems, — an deren Beseitigung doch um so mehr gedacht werden mußte, da Frankreich sich vom Friedensschluß ab mit dem Gedanken an eine Revanche trug, welche überdies nach der Meinung der Staatslenker sobald als möglich gesucht werden sollte.

Unter allen Umständen mußten neue Einnahmequellen für den Staat eröffnet werden, durch neue Steuern, durch neue Zölle. Man konnte bei dem Auffuchen dieser Quellen von zwei Gesichtspunkten ausgehen: entweder die Vermehrung der Staatseinnahmen in einer gerechten und progressiven Einkommens- und Vermögenssteuer suchen, — oder in einer Erhöhung und Vermehrung der Zölle und der indirecten Steuern. Herr Thiers war immer der entschiedenste Parteigänger des letzteren Systems gewesen. Jede directe Steuer war ihm in der Seele verhaßt; hier stand er absolut auf dem beschränktesten Bourgeoisstandpunkt; natürlich war er auch ein entschiedener Protectionist, entschiedener Feind des Freihandels. Indirecte Steuern sollten also neu aufgesucht und alte erhöht werden; Herr Thiers legte sich keine Rechenschaft davon ab, daß, wenn solche indirecte Steuern bedeutende Einnahmequellen eröffnen sollen, sie fast immer den Verkehr, aus welchem sie fließen, beschränken, also — man kann sagen, — an ihrem eignen Ruin arbeiten, wie dies die Finanzgeschichte des modernen Italiens erfahrungsmäßig auch Demjenigen bewiesen hat, welcher sich mit der größten Hartnäckigkeit sträubte, diese einfache Sache a priori begreifen zu wollen. Herr Thiers kämpfte mit Händen und Füßen gegen die Einführung directer vernünftiger Steuern und mit gleichem Eifer für die Vermehrung und Erhöhung der Zölle. In letzterer Richtung mußte er sich nothwendig gegen das von Napoleon III. adoptirte Freihandelsystem und gegen die Handelsverträge wenden, welche Napoleon III. mit den meisten Staaten Europas abgeschlossen hatte. Er that dies mit

einer Art blinder Wuth, welche, wie es scheint, sein Haß gegen Napoleon III. wesentlich vergrößerte.

Gegen das Beste, was das zweite Kaiserreich geschaffen hatte, wendete Herr Thiers zuerst seine volle Kraft, um es zu Falle zu bringen. In erster Linie mußte über den zu Ende gehenden Handelsvertrag mit England tractirt werden, Belgien, Italien, die Schweiz, welche sich alle während des Krieges Frankreich sympathisch gezeigt hatten, mußten nachfolgen. — In allen diesen Ländern begriff man den Haß des Herrn Thiers gegen das Freihandelsprincip kaum. Die Engländer, welche zuerst an die Reihe kamen, wollten Frankreich möglichst zu Gefallen leben; aber sie wollten ihre eignen Interessen nicht opfern, und da sie fanden, daß unter dem Schutze des Freihandelsystems Frankreich ebensogut seinen Vortheil fand, hatten sie eine Art Mitleid mit Frankreich und mit Herrn Thiers. Es fiel auf, daß die Auflösung des Handelsvertrags mit England und der ähnlichen Verträge mit den andern befreundeten Ländern, ganz abgesehen von Principien, Frankreich keinen besonderen Vortheil, sogar nur für seine Staatseinnahmen bringen könne, so lange das neue System des Herrn Thiers durchlöchert bleibe. Und durchlöchert mußte es bleiben, so lange Deutschland, wie in anderen so auch in den Beziehungen des Handels, Frankreich seine Gesetze dictirte, was voraussichtlich noch lange der Fall war. — Erwog man dies und ermog man das Verlangen Frankreichs nach einer nicht zu lange hinausgeschobenen Revanche, so mußte das Auftreten des Herrn Thiers in der Sache der Handelsverträge zugleich als ein höchst unpolitisches erscheinen. Frankreich, welches, um zur Revanche zu gelangen, bestrebt sein mußte, soviel Freunde als möglich auswärtz zu bewahren oder zu gewinnen, that mit dieser Handelspolitik des Herrn Thiers einen der Schritte, welche drohten, ihm Freunde zu entziehen oder es zu isoliren. Keineswegs war dieser der einzige Schritt. Mag vor vielen Jahrhunderten die Möglichkeit bestanden haben, daß ein Land sich mit einer chinesischen Mauer umziehe und gar noch daraus Vortheil erringe, heute besteht diese Möglichkeit nicht mehr. Bei der Entwicklung des modernen Verkehrs wird jedes Land, welches diese mongolischen Prozeduren anwenden will, dies zum Theil gar nicht können und, soweit es dies kann und es hartnäckig durchsetzt, davon nur Nachtheil und Schaden haben. — Am 16. Juli begannen die Unterhandlungen mit England betreffs der Umänderung des englisch-französischen Handelsvertrags im Sinne des Herrn Thiers; d. h. im schutzöllnerischen Sinne. Dieselben machten sehr langsame Fortschritte, wie das aus dem vorhergesagten vollständig klar sein wird.

Aber nicht allein im Auslande erregte die Handelspolitik, in deren Bahnen Herr Thiers nun Frankreich despotisch leiten wollte, Kopfschütteln und Wider-

willen. Auch in Frankreich und in der Nationalversammlung selbst. — Die Partei, welche später Herrn Thiers vom Throne gestürzt hat, vertrieb ihn allerdings keineswegs aus Rücksicht auf seine reaktionäre öconomische Politik; allein sie konnte sich den äußerlichen Anschein geben, ihm nur wegen dieser ganz widersinnigen öconomischen Politik Opposition gemacht zu haben. Denn in der That war die erste Partei, welche klar, bewußt, deutlich erkennbar sich in der Nationalversammlung gegen Herrn Thiers erhob, die freihändlerische, welche schon gegen Ende Juni etwa 160 Häupter zählte. Wenn in dieser wichtigen, nicht bloß einseitig wichtigen Frage die Nationalversammlung sich so lange als es geschah, dem dictatorisch ausgesprochenen Willen des Herrn Thiers, entgegen der Ueberzeugung einer großen Mehrheit fügte, so kam dieses nur daher, daß überhaupt die herrschenden Classen in Frankreich sich stets eines persönlichen Retters oder auch — Sündenbocks dringend bedürftig fühlen. Bis jetzt sahen die „alten Parteien“ diesen provisorischen Retter und Sündenbock noch in Herrn Thiers und sie waren zugleich der Meinung, daß dieser provisorische Retter und Sündenbock am geeignetsten sei, sie zu einem definitiven, — natürlich irgend einem Monarchen, hinüberzuführen.

Wir gelangen hier mit Nothwendigkeit zu dem interessanten Capitel der Prätendenten — der monarchischen Prätendenten, wie sich von selbst versteht. Diese Herren ziehen sich wie ein rother Faden durch die ganze kurze Geschichte der neuesten französischen Republik, und um die letztere zu verstehen ist es gut, diese Herren von vornherein auf's Korn zu nehmen.

Die Prätendenten sind die Bourbons, die Orleans und die Napoleons. Sprechen wir also von ihnen.

Haupt der bourbonischen Linie und zugleich der einzig lebende französische Bourbon ist der Graf Chambord, Herzog von Bordeaux, Sohn des 1820 ermordeten Herzogs von Berri und Enkel Carl X. Er ward am 29. Sept. 1820, sieben Monate nach dem Tode seines Vaters geboren und da nun auf ihm die bourbonische Thronfolge beruhte, nannte man ihn in Frankreich das Kind des Wunders. Als sein Großvater gezwungen ward, den französischen Thron zu räumen, wollte er zuerst zu Gunsten des Grafen Chambord, welcher bei dieser Gelegenheit den Titel Heinrich V. annahm, abdanken; allein diese Abdankung ward vom Volke nicht ratificirt, der Graf Chambord mußte mit seinem Großvater und seiner Mutter, der Herzogin von Berri, ins Exil nach England wandern, während die Orleans sich des vacanten Thrones von Frankreich bemächtigten. — Der Graf Chambord blieb zuerst der Erziehung seiner Mutter überlassen; als aber diese, nach ihrer verunglückten Schilderhebung in der Bretagne, in der Citadelle von Blaye am 22. Februar 1833 einer kleinen Tochter genesen war, hielt man es für angemessen, alle Beziehungen zwischen Mutter und Sohn abzubrechen. Seine

Erzieher, so mehrfach sie wechselten, waren doch alle starre Legitimisten und Clericale, die auch auf den großen Reisen, welche er angeblich zu seiner Ausbildung machte, die frische Luft des modernen Lebens von ihm fern zu halten wußten. — Im Jahre 1843, also im Alter von 23 Jahren, trat der Graf Chambord zuerst als Prätendent auf, indem er zu London die Häupter der legitimistischen Partei vollständig mit königlichem Ceremoniell empfing. — Unmittelbar nach der Februarrevolution verhielt er sich ziemlich ruhig, obwohl er nicht unterließ, in zur Veröffentlichung bestimmten Briefen an seine Anhänger seine legitimistischen Principien wiederholt zu befestigen. Damals trat zuerst die Idee einer Fusion zwischen der Bourbonischen und der Orleans'schen Linie auf, dergestalt, daß der Graf Chambord auf den Thron seiner Väter zurückgeführt, den Thronfolger Louis Philipp's, den Grafen von Paris, als seinen Erben anerkennen sollte. Legitimisten und Orleansisten conspirirten für diese Fusion; daß die Republik von 1848 nicht dauern könne, war für sie eine ausgemachte Sache und in der Präsidentschaft Louis Napoleon's sahen sie lediglich einen Uebergangszustand, dem ihre fusionisirte Monarchie folgen mußte. Im Jahre 1852 wurden sie allerdings eines anderen belehrt und mit der Begründung des zweiten Kaiserreichs zog sich der Graf von Chambord wiederum in den Hintergrund, ohne allerdings seine Ansprüche und seine Correspondenz mit getreuen Anhängern aufzugeben. — Es muß hier bemerkt werden, daß der Graf Chambord sich Ende 1846 mit einer modenesischen Prinzessin vermählt hatte und daß sich von Anbeginn wenig Hoffnung auf Nachkommenschaft aus dieser Ehe zeigte. In der That ist dieselbe bis auf den heutigen Tag kinderlos geblieben und man dürfte aus ihr höchstens noch ein neues „Kind des Wunders“ erwarten.

Sehr großes Herzeleid verursachten dem Grafen Chambord die Veränderungen, welche seit dem Jahre 1859 in Italien vorgingen. Mit den dortigen Bourbonen ward schnell und gründlich aufgeräumt. Aber mehr noch schmerzte den Grafen die „Veraubung des heiligen Vaters“. In einem seiner Briefe aus dem Jahre 1861 erklärte er die Vertheidigung der weltlichen Herrschaft des Papstes gradezu für eine Angelegenheit Frankreichs, eine Sache, für welche er bereit sei, mit seinem Blute zu zahlen; im Jahre darauf rieth er seinen Anhängern in Frankreich, sich der Wahlen zu enthalten, soweit sie nicht sicher wären, Anhänger des Papstes in den gesetzgebenden Körper bringen zu können; 1863 machte er eine Reise nach dem heiligen Lande und schlug bei der Rückkehr eine Zeitlang sein Hoflager in Luzern auf, wo er zahlreiche Clericale und Legitimisten empfing, mit denen er sich herablassend von den Leiden des Papstes und Frankreichs unterhielt, welchem letzteren nach seiner eignen und der Ansicht seiner Anhänger nur von ihm das Heil kommen könne. — Im Jahre 1866, als Venetien aus den Händen Oestreichs in die-

jenigen des Königreichs Italien übergang und die ganze Stadt Venedig sich mit der italienischen Tricolore schmückte, mußte diese auch auf dem Palaste aufgezogen werden, welchen der Graf Chambord in Venedig besaß. Das war ihm ein Gräuel, er haßte alle Tricoloren, nicht bloß die des italienischen „Kirchenträuers und Verdammten“, sondern ebenso gut die französische, die Fahne der Revolution. Seiner Ueberzeugung nach konnte Frankreich das Heil nur zurückkehren mit der weißen Fahne der alten Monarchie, mit dem Lilienbanner. Er beeilte sich, seinen entweihten Palast in Venedig zu verkaufen. Zu seiner gewöhnlichen und Hauptresidenz hatte er schon mit dem Tode seines Großvaters Froschdorf bei Wiener Neustadt erwählt.

Während der Dauer des zweiten Kaiserreichs war dem großen Publicum nur durch sporadische Erscheinungen näher getreten, daß weder die Legitimisten, noch die Orleanisten, noch die Fusionisten ihre Hoffnungen begraben hätten. Die Hoffnungen der Legitimisten erschienen aber allgemein als die am wenigsten begründeten; daß die Franzosen 70 oder 80 Jahre aus ihrer Geschichte austreichen könnten, wie es doch „Henri V.“ ohne allen Zweifel von ihnen verlangte, daran wollte Niemand glauben. Indessen waren die „alten Parteien“, welche niemals aufgehört hatten, zu existiren, schon seit 1869, als ein Gefühl der Unhaltbarkeit des zweiten Kaiserreichs durch ganz Europa ging, wieder rühriger geworden; dann brach der große Krieg aus und es folgte in ihm Unglück auf Unglück. Man erinnert sich, wie in Folge davon in Frankreich sich eine Neigung zu dunklem Mysticismus verbreitete, wie Hoffnungen auf Wunder gebaut wurden und wie der Clerus diese Neigungen sofort ausbeutete, um eine ihm nützliche Zerknirschung und Mirakelgläubigkeit zu nähren, keineswegs ohne Erfolg. Die Stimmung, die sich hierbei eines großen Theiles Frankreichs bemächtigte, war nicht in Disharmonie mit der dunkeln mystischen Weise, in welcher Henri V. von Jugend auf gewöhnt worden war und sich später durch unausgesetzte Uebung selbst gewöhnt hatte, die Mission des französischen, halb theokratischen Königthums aufzufassen, dessen einziger wahrer Repräsentant nur er sein konnte. — Im Westen bildete sich unter Charette ein vollständig clerical-legitimistisches Armeecorps; dessen Kern machten die päpstlichen Zuaven und andere päpstliche Söldner französischer Zunge aus, welche durch das Aufhören der weltlichen Herrschaft des Papstes herrenlos geworden waren. Die Thaten dieses Corps wurden von der legitimistischen und clericalen Presse dermaßen ausposaunt, daß man in der Ferne hätte glauben können, es halte allein noch Frankreich und es werde ganz sicher die Deutschen aus dem Lande treiben und Frankreich, wenn nicht anders, durch ein Wunder befreien. Während der Bürger und Bauer sich schlug, oder, wenn er sich nicht schlug, doch wenigstens in Waffen oder im Lager stand, nahmen die grauen Häupter der „alten Parteien“ lustig und

Grenzboten II. 1874. 59

mit erneuter Kraft ihre Maulwurfsarbeit auf und arbeiteten im Stillen, der für Henri V., jener für die Orleans, der dritte für die Fuston.

Wir haben der allgemeinen Gründe gedacht, welche es bedingten, daß aus den Wahlen vom 8. Februar 1871 eine monarchistische Mehrheit hervor-gehen mußte. Aber die stille Arbeit der „alten Parteien“ kommt sicherlich auch in Betracht. Als diese nun ihre Arbeit mit Erfolg gekrönt sahen, als sie sich zu Bordeaux bet einander fanden und sich zählen konnten, da schwoll ihnen vollends der Kamm, — aber sie sahen zugleich, daß sie, um den definitiven Sieg zu erringen, zur Parole: „Fusion“ schwören mußten. Denn weder die Legitimisten allein, noch die Orleanisten allein, waren stark genug, um eine Majorität in der Nationalversammlung zu erlangen. Die Fusion zu Wege zu bringen, daran ward nun von den Häuptern der monarchischen „alten Parteien“ stark gearbeitet. Bei dieser Fusion hatte der Graf Chambord immerhin ein bedeutendes Wort mitzusprechen. Den Politikern der alten Parteien schien er etwas spröde, es galt in ihren Augen, ihn von seinen „vorgefaßten Meinungen“, welche wirklich doch in das Jahr 1871 allzuwenig hineinpaßten, ein wenig zurückzubringen oder ihn wenigstens dahin zu bringen, daß er erlaube, diese Meinungen vor dem französischen Volke ein wenig zu verdecken oder zu bemänteln. In solchem Sinne ward er von den Politikern mit zahlreichen ehrfurchtsvollen Briefen bombardirt.

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß der Graf Chambord große Neigung hatte, wirklicher Henri V. zu werden. Aber er hatte auch einmal die feste Ueberzeugung, daß er einzig Frankreich retten könne, daß er den Franzosen das höchste Glück bringe, wenn er einmal die Gnade habe, sich als ihr Herrscher häuslich niederzulassen, und daß er ihnen dieses Glück nur voll bringen könne, wenn er mit dem Lilienbanner, ohne jegliches constitutionelle Feigenblatt und zugleich als Retter der Religion d. h. Wiederhersteller der weltlichen Herrschaft des Papstes komme. Seine Gemahlin, eine verständige Frau, welche durchaus keine Lust hatte, Königin von Frankreich zu werden, welche trotz oder wegen der Kinderlosigkeit der Ehe einen beträchtlichen Einfluß auf den Grafen Chambord übte, bestärkte ihn in seinen bourbonischen Hartnäckigkeiten und sorgte zugleich dafür, daß wenn Henri V. einen „königlichen“ Brief an einen seiner „politischen“ Correspondenten schrieb, dieser zugleich an Vollblutslegitimisten oder Vollblutsclericale gelangte, welche natürlich nichts Geringeres zu thun hatten, als diesen Brief, welcher die ganze „Politik“ der „Politiker“ compromittirte, zum Nutzen aller Welt abdrucken zu lassen, um ihren „Koy“ reinlich zu erhalten. So ging es mit einem derartigen Brief aus dem Anfang Mai 1871, in welchem sich der Graf Chambord bereits vollständig gebärdete, als ob er schon Henri V. sei und rundweg erklärte, daß er allerdings, wie man von ihm behauptete, entschlossen sei, für die „Unabhängigkeit

des Papstes wirksame Garantien zu erlangen“. „Seien Sie überzeugt, schrieb er seinem politischen Correspondenten, man wird mich rufen, weil ich das Recht, die Ordnung, die Reform bin, weil nur ich Vollmacht habe, alles wieder an seine richtige Stelle zu bringen, gerecht und geseßlich zu regieren, damit den Uebeln der Vergangenheit abzuhelpen und eine neue Zukunft vorzubereiten.“ — Er versicherte zugleich, daß er das alte Schwert Frankreichs führe und in der Brust das Herz eines Königs und Vaters trage, welches keiner Partei angehöre. Es scheint, daß dieser Herr, welcher ohne die Schuld seiner Gemahlin zu legitimen Vaterfreunden nicht gelangen konnte, sich in dieser Beziehung an dem französischen Volke schadlos halten wollte. Unzurechnungsfähig erscheint er in vielen Beziehungen, zu vielen als daß es hier möglich wäre, sie aufzuzählen, aber am unzurechnungsfähigsten wohl, wenn er behauptet, keiner Partei anzugehören. Wie denn? wer im Jahre 1871 die weltliche Herrschaft des Papstes wiederherstellen will, — denn nichts anderes bedeuten die wirksamen Garantien, — wer im Jahre 1871 den Thron Frankreichs auf Grund des Rechtes von Gottes Gnaden besteigen will, — der gehört keiner Partei an?

Die Fusion war auf dem Plan, aber es wollte nicht mit ihr vorwärts gehn. Der Graf Chambord machte Reisen an den Grenzen Frankreichs herum, hielt sich bald in der Schweiz, bald in Belgien auf und erwartete, daß, wie ihm von den Fusionisten versprochen war, die Orleans'schen Prinzen zur Huldigung zu ihm kommen würden. Allein diese schämten sich damals noch, die ganze Vergangenheit ihrer Familie zu verläugnen und hielten es zum Theil auch wohl für unklug und überflüssig. Nun hob schon am 8. Juni die Nationalversammlung die Geseze vom 12. April 1832 und vom 26. Mai 1848 auf, durch welche zuerst die älteren Bourbons und später die Orleans aus Frankreich verbannt wurden. Der Graf von Chambord begab sich hierauf anfangs Juli nach seinem Schlosse Chambord, welches mit seinem Park und seinen Gärten eine Oase in der wüsten Sologne bildet. Dieses Schloß von Franz I. erbaut, von 1725 bis 1733 von Stanislaus Leszcynski bewohnt, war 1748 dem Marschall von Sachsen, 1809 von Napoleon dem Marschall Berthier, Prinzen von Wagram geschenkt worden. Nach dessen Tode ging es an dessen minderjährigen Sohn über und ward dann 1821 durch eine Nationalsubscription für den Herzog von Bordeaux, das Kind des Wunders, angekauft. Von diesem Liebespfand seines Frankreichs aus entsendete am 5. Juli der Graf Chambord ein wirkliches Manifest, in welchem er sich bereit erklärte, Frankreich zu helfen, daß es sich aus dem Ruin erhebe und in der Welt seinen Rang wieder einnehme. Zugleich protestirte er zwar dagegen, daß man ihm absolut reactionäre Absichten unterlege, erklärte aber zugleich sein entschiedenes Festhalten an der weißen Fahne.

„Dieses Banner, sagte er, hat die Barbarei in jenem Africa besiegt, welches Zeuge war der ersten Waffenthaten der Prinzen meiner Familie. Dieses Banner wird auch die neue Barbarei besiegen, von der die Welt bedroht ist.“ Was den zuletzt erwähnten Satz betrifft, so muß man sich erinnern, daß während der letzten Kämpfe an der Loire eine Hessen-darmstädtische Compagnie das Schloß Chambord erstürmt hatte, während ein ansehnliches französisches Truppcorps von der Armee Chanzy es in panischen Schrecken räumte. Franzosen und Deutsche hatten im Schlosse gehauset und es ist wahrscheinlich, daß der Keller desselben sich in einem etwas angegriffenen Zustande befand, auch mögen die bequemen inneren Räume etwas in Unordnung gerathen sein. Der Prätendent setzt dies mit Biederkeit auf die alleinige Rechnung der „modernen Barbaren“, denen er mit seinem Lilienbanner droht. Setzt es nicht eine unglaubliche Geistesverwirrung aus, wenn ein Mensch, der in seinem Leben nichts gethan hat, als faulenz, der das große Land, zu welchem er redet, kaum kennt, sich vermißt, eben dieses Land aus dem Unglück zu retten! Frankreich, welches sich jetzt schon etwas von den mystischen Anwandlungen erholt hatte, denen es in den letzten Monaten des Krieges anheimgefallen war, zeigte keine große Neigung, von der Bereitwilligkeit des Retters Gebrauch zu machen; ja, was schlimmer war, es fand sich sogar eine Anzahl Legitimisten in der Nationalversammlung, welche es für angemessen hielt, ihr Festhalten an der Tricolore gegenüber der weißen Fahne ausdrücklich und öffentlich zu erklären. Nur der hohe Clerus und die Partei, welche er direct leitete, zeigten sich als unbedingte Anhänger Chambord's. — Indessen glaubten die Fusionisten doch keineswegs, wie es damals behauptet wurde, allen Muth verlieren zu müssen. Daß der Graf von Chambord der Arbeit der Fusionisten nicht ein für alle Mal ein Ende machen wolle, ergibt sich genügend aus seiner Erwähnung der Orleans als „Prinzen seiner Familie“ in dem Manifest vom 5. Juli selbst.

Die Prinzen der Familie Orleans, welche in der modernsten Geschichte Frankreichs eine Rolle spielen, sind die beiden Söhne des verstorbenen Herzogs von Orleans, der Graf von Paris, — der präsumtive Thronfolger — und dessen jüngerer Bruder, der Herzog von Chartres; — dann von den noch lebenden Söhnen Ludwig Philipp's, der Herzog von Nemours, der Prinz von Joinville und der Herzog von Nemours. Alle diese Prinzen folgten 1848 Louis Philipp ins Exil.

Der Graf von Paris, geboren 1838, und der Herzog von Chartres, geboren 1848, erhielten zu Eisenach, wohin sich ihre Mutter, die Herzogin Helene, alsbald zurückgezogen hatte, unter deren Augen durch vortreffliche Lehrer eine sorgfältige Erziehung, welche sie durch Reisen vervollständigten. Der Herzog von Chartres zeigte früh eine lebhaftige Neigung für das Waffen-

handwerk; als junger Officier machte er 1859 den italienischen Feldzug in der Armee Victor Emanuel's mit; dann ging er 1862 nach Amerika und diente während des Sonderbundskrieges dort in der Armee der Union unter Mac Clellan. Diesmal hatte ihn auch sein älterer Bruder, der Graf von Paris, begleitet, der, von stillerer Natur, vorzog, sich mit Studien über die socialen und politischen Verhältnisse Europas zu beschäftigen. Beide Prinzen verließen den Dienst der americanischen Union, als die Dinge in Mexico sich verwickelten und sie fürchteten, etwa gegen Frankreich kämpfen zu müssen. Der Graf von Paris, welcher sich 1864 mit einer Tochter des Herzogs von Montpensier vermählte, schrieb über politische und sociale Dinge mehrere Artikel in der Revue des deux Mondes und veröffentlichte auch ein unabhängiges Buch über die englischen Trades-Unions. — Zu gleicher Zeit kam ein Buch des Herzogs von Chartres: Reiseerinnerungen heraus, welches hauptsächlich verschiedene Schlachtfelder im Rheinthale behandelte. Die beiden Brüder stellten sich in dem Jahre, da Napoleon's III. Herrschaft ernstlich zu wanken begann, durch diese Publikation gewissermaßen Frankreich in ihrer Eigenart vor. Der Herzog von Chartres hatte sich schon 1863 mit einer Tochter des Prinzen von Joinville vermählt.

Der Herzog von Nemours ist 1814 geboren, wurde schon 1826 von Carl X. zum Obersten, dann von seinem Vater 1834 zum Brigadegeneral und 1837, nachdem er die Expedition von Constantine mitgemacht hatte, zum Divisionsgeneral ernannt. Er verheirathete sich 1840; seine beiden Söhne, geboren 1842 und 1844, führen den Titel Graf von Gu und Herzog von Alençon; der Graf von Gu, mit einer brasilianischen Prinzessin verheirathet, erhielt als Mitgift die Würde eines brasilianischen Marschalls. Der Herzog von Nemours war von Jugend auf wegen seines zugeknöpften Wesens bekannt und in Frankreich stets wenig beliebt. Er war stets ein eifriger Anhänger der Fusion und auch der einzige der Prinzen von Orleans, welcher während des Exils dem Grafen Chambord einen Besuch machte. Nicht weniger günstig als er zeigte sich der Fusion und der Unterwerfung unter den Grafen Chambord sein junger Neffe, der Herzog von Chartres, sobald derselbe mündig geworden war.

Der Prinz von Joinville, 1818 geboren, wurde von seinem Vater für die Marine bestimmt und machte frühzeitig Seereisen. Vor S. Juan d'Ulloa 1838 erhielt er die erste Gelegenheit, sich als Seemann bemerkbar zu machen. Nachdem er 1840 die Asche Napoleon's I. von St. Helena zurückgeholt hatte, heirathete er 1843 eine brasilianische Prinzessin, wurde in demselben Jahre Contreadmiral und 1845 Viceadmiral. Schon vor dem Exil hatte er angefangen, für die Revue des deux mondes Artikel, hauptsächlich über Marineangelegenheiten zu schreiben und setzte diese Beschäftigung auch im Exil fort.

Mit dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres ging auch Joinville beim Ausbruch des großen Bürgerkriegs nach Amerika, ohne indessen Dienste zu nehmen. Er führte bei dieser Gelegenheit seinen jungen Sohn, den Herzog von Ponthièvre, geboren 1845, mit sich. Der Prinz von Joinville ist jetzt fast vollständig taub.

Der Herzog von Numale, 1822 geboren, ging zum ersten Mal 1840 als Ordonnanzofficier seines ältesten Bruders, des Herzogs von Orleans, nach Afrika; hier machte er eine militärische Prinzencarrière und zeigte sehr früh das Geschick, seine geringsten Thaten großartig illustriren zu lassen. Schon 1842 ward er Brigadegeneral und 1843 Divisionsgeneral, als welcher er das Obercommando der Provinz Constantine erhielt.

Im Jahre 1844 verheirathete er sich mit einer neapolitanischen Prinzessin und wurde 1847 zum Generalgouverneur von Algier ernannt; er folgte in diesem Amte dem alten und altbewährten Marschall Bugeaud, der von einem Gutzot und anderen kurzfristigen Leuten vertrieben ward. Kein vernünftiger Mensch wird behaupten wollen, daß der 25jährige Knabe Numale ein Ersatz sein konnte für jenen alten Krieger und Braven und daß Bugeaud ohne Intrigue aus Afrika entfernt ward. Aber schon 1848 erfolgte die Austreibung Louis Philipp's aus Frankreich; Numale gab sein Commando ab und ging mit seinem Bruder Joinville, der sich zur selben Zeit an den afrikanischen Küsten aufhielt, ins Exil. Auch Numale schrieb in die Revue des deux mondes, besonders über die Geschichte afrikanischer Truppen. — Im Jahre 1861 antwortete er verschiedenen frechen Neußerungen des Prinzen Jérôme-Napoleon, — bekannter unter dem gemüthlichen Namen Plonplon — durch eine Broschüre: Lettre sur l'histoire de France, — welche in Frankreich gedruckt, aber auch sogleich confiscirt, gerichtlich verfolgt, und, wie sich von selbst versteht, verurtheilt ward. Lange zerbrachen sich die Leute den Kopf darüber, ob nicht in Folge der Beleidigungen und Herausforderungen, welche bei dieser Gelegenheit dem biederen Plonplon zugeschleudert worden, ein Duell zwischen diesem und Numale unvermeidlich sei. Die Freunde Plonplon's erklärten aber von vornherein ein solches für absolut unmöglich. — Lange vor diesem Vorfall hatte der Herzog von Numale begonnen, an einer Geschichte des Prinzen von Condé zu schreiben. Diese mußte in der That höchst interessant für ihn sein. Man erinnert sich der außerordentlich mysteriösen Art, in welcher der letzte Condé sein Leben endete, der Mordgerüchte, welche sich an dessen Tod knüpften, der reichen Erbschaft, welche in Folge desselben dem Herzog von Numale zufiel. — Im Jahr 1862 begann man in Paris die Geschichte des Prinzen von Condé zu drucken; 1865 vor der Ausgabe wurden die Exemplare dieses sehr mittelmäßigen Buches confiscirt; Numale begann einen Proceß, und im Jahre 1869 ward endlich das

Buch, welches durch die Verfolgung weit über seinen Werth gesteigert war, dem Verleger zurückgegeben. — Der Herzog von Nemours hatte zwei Söhne, den Prinzen von Condé, geboren 1844, und den Herzog von Guise, geboren 1854. Der erstere ist im jugendlichen Alter schon 1866 gestorben. — Der Herzog von Nemours ist ohne Zweifel der rührigste, lebhafteste, aber auch intriganteste der Prinzen von Orleans. Er war innerlich immer ein Gegner der Fusion, der einzige entschiedene Gegner der Fusion in seiner Familie, theils aus guten, theils aus schlechten Gründen, — aus guten, weil er einsah, daß ein clerical-legitimistisches Regiment nach der Art des Grafen von Chambord zu dem modernen Frankreich passe, wie die Faust aufs Auge, — aus schlechten, weil er stets Hoffnungen setzte auf selbständige Speculationen, die er ohne Familienrückichten zu betreiben gedachte.

Wir reden hier nicht von dem jüngsten Sohne Ludwig Philipp's, dem Herzog von Montpensier, geboren 1824, welcher durch seine Ehe mit der Schwester der spanischen Königin Isabella und seine Einmischung in die spanischen Angelegenheiten nach Isabellens Austreibung für Frankreich einigermassen unmöglich ward.

Die Prinzen von Orleans hatten seit 1848 keinen großen Rärm in Europa gemacht, aber ihre Prätentionen hatten sie ebensowenig aufgegeben als der Graf von Chambord. Der Herzog von Nemours arbeitete mit den Legitimisten und Fusionisten, der Herzog von Nemours ward durch seinen Zwist mit dem Prinzen Plonplon unwillkürlich allen Lagern näher geführt, welche das zweite Kaiserreich bekämpften. Von 1869 ab wurden auch die Orleans viel aufmerksamer als bisher und sobald das Kaiserreich am 4. September 1870 gestürzt war, kamen einige von ihnen, die offenbar ihre Koffer längst gepackt hatten, nach Paris, um der Nationalvertheidigung ihre Dienste anzubieten. Diese wurden aber nicht angenommen, und die Herren gebeten, das Land wieder zu verlassen. — Während der Verzweiflungskämpfe im Westen, Ende 1870 und Anfang 1871, zeigten sich dort wiederum der Prinz von Joinville und der Herzog von Chartres; der erstere, welcher sich durch seine Taubheit allzu bemerkbar machte, ward auf Befehl Gambetta's verhaftet und in St. Malo wieder nach England eingeschifft; der letztere aber in bescheidener Stellung blieb bis zum Ende unter dem Namen Robert Lefort in der Armee Chanzy. — Am 1. Februar präsentirten sich der Herzog von Nemours und der Prinz von Joinville zu den Wahlen in die Nationalversammlung. Joinville betheuerte seine leidenschaftliche Liebe zu Frankreich und zur Freiheit ohne Rücksicht auf die Regierungsform, wenn — natürlich — die Freiheit nur durch die Garantien der Ordnung und politischen Moralität beschützt sei, welche allein einer Regierung Dauer geben können. Nemours ließ sich weitläufiger aus: er gab zunächst zu, daß seine Sympathien der

constitutionellen Monarchie angehörten; er verglich dann das jetzige Unglück Frankreichs mit dem Glücke, dessen dasselbe unter der Regierung seines Vaters genossen habe; aber er versicherte zuletzt, daß er nicht exclusiv sei, daß er auch gegen die Republik nichts habe, wenn Frankreich sich für diese entscheide, daß er ihr in diesem Falle treu dienen werde. Durch politische Ehrlichkeit, Geduld, Eintracht und Selbstverläugnung könne Frankreich nicht bloß gerettet sondern auch reconstruirt (Elsaß-Lothringen!) und zu neuem Leben geführt werden. — Beide Prinzen wurden gewählt, traten aber vorerst nicht in die Nationalversammlung ein. Sie konnten das allerdings gar nicht, da das Verbannungsgesetz vom 26. Mai 1848 noch gar nicht aufgehoben war. Aber Herr Thiers widersehte sich ihrem Eintritt in die Versammlung bis auf Weiteres überhaupt; er wollte mit Recht das Feld ihrer Intriguen, die niemals ganz aufgehört hatten und jetzt neue Blüten trieben, möglichst beschränken. Nur gegen das Versprechen, daß die Prinzen vorläufig nicht und nicht ohne seine Meinung eingeholt zu haben, ihre Sitze in der Nationalversammlung einnehmen würden, verpflichtete er sich, der Aufhebung des Verbannungsgesetzes und der Validation ihrer Wahlen nichts in den Weg legen zu wollen. Außerdem versprach er ihnen, die große finanzielle Speculation, welche den Prinzen vor Augen schwebte und von welcher wir bald weiter reden werden, zu begünstigen. Die Prinzen versprachen; am 8. Juni ward darauf das Verbannungsgesetz aufgehoben und die Wahlen wurden für gültig erklärt.

Schon am 9. Juni trafen Joinville und Numale in Versailles ein, blieben aber vorläufig ihrem Versprechen getreu; am 24. Juni waren schon alle Mitglieder der Familie Orleans in Frankreich zurück und trieben sich herablassend, möglichst auffällig populär, den väterlichen Regenschirm unter dem Arm, die moderne Cigarre im Munde, auf den Boulevards umher. Einige jüngere Mitglieder erhielten alsbald Anstellungen in der Armee — ohne Gehalt, wie ausdrücklich hervorgehoben ward, als ob diese außerordentlich reichen Herren Frankreich ein Opfer brächten, wenn sie auf den dürstigen Gehalt eines Escadronchefs oder eines Capitains verzichteten, oder als ob Frankreich etwas gewinne, wenn es einige solche dürstigen Gehalte erspare. Der Herzog von Chartres ward als Escadronchef in das 3. Regiment afrikanischer reitender Jäger nach der Provinz Constantine gesendet, wo damals noch immer der arabische Aufstand nicht ganz unterdrückt war. Die Orleans hatten überall so ergebene Diener, daß übereifrige Correspondenten algierischer und französischer Zeitungen schon weitläufig von Heldenthaten des jungen Herzogs gegen die aufständischen Araber berichteten, noch ehe derselbe bei seinem Regimente eingetroffen war. Am 16. September 1871 vertagte sich die Nationalversammlung; als sie am 4. December wieder zusammentrat, hielten es Join-

vile und Numale für unerlässlich, ihre Sitze einzunehmen; sie verhandelten darüber mit Thiers, welcher ihnen ihr Wort nicht zurückgeben wollte. Sie fügten sich anscheinend, doch nicht ohne einen öffentlichen Appel, der in Wirklichkeit an die Nationalversammlung selbst gerichtet war. Thiers hätte vielleicht weniger gegen den Eintritt des Prinzen von Joinville in die Versammlung einzuwenden gehabt, welcher durch seine complete Taubheit so ganz wie zum Abgeordneten geschaffen erschien, desto mehr mißfiel ihm das Erscheinen des intriganten Numale. Er spielte nun einen letzten Trumpf aus, indem er am 8. December der Nationalversammlung einen Gesetzentwurf über die Orleans'schen Güter vorlegte. Er meinte, der Anstand werde es den Prinzen verbieten in die Nationalversammlung einzutreten, so lange diese über die Familien- und persönlichen Interessen der Prinzen zu verhandeln habe und er hoffte, diese Verhandlungen würden sich, da weit wichtigere Dinge vorlägen, ziemlich lang hinausziehen. Was den erstern Punkt betrifft, so hatte er sich gründlich verrechnet. Numale und Joinville ruhten nicht. Am 18. December interpellirte der Abgeordnete Jean Brunet die Nationalversammlung wegen des Fehlens der Prinzen von Orleans. Der Minister des Innern antwortete darauf, die Prinzen wären gegenüber Herrn Thiers und einer Commission der Nationalversammlung gewisse Verpflichtungen eingegangen; Thiers halte es für unzulässig, sie dieser Verpflichtungen zu entbinden, wolle aber für seine Person nicht scharf auf dem Festhalten an denselben bestehen. In der That appellirte er hierdurch implicite an die Ehre der Prinzen.

Die Nationalversammlung nahm nun fast einstimmig eine Tagesordnung an, wonach sie es nicht für angemessen hielt, die Verantwortung betreffs einer Verpflichtung zu übernehmen, die ihr gegenüber nicht eingegangen sei oder in dieser Beziehung einen Rath zu ertheilen. Am nächsten Tage, am 19. December erschienen Joinville und Numale in der Nationalversammlung und ließen sich hier an ihrem häuslichen Heerde, im rechten Centrum nieder. Dieses „rechte Centrum“ war die eigentliche Orleanistische Partei der Versammlung; während die „Rechte“ von mehr oder minder ausgesprochenen Legitimisten und Fusionisten gebildet ward, aus denen sich die specifisch Chambordistisch klerikale „äußerste Rechte“ abhob.

Am 30. Dezember beging die französische Akademie die ungeheuerliche That, den Herzog von Numale, dessen litterarischen Leistungen früher Erwähnung geschehen ist, zu ihrem Mitgliede zu erwählen; neben ihn setzte sie den großen Sprachforscher und positivistischen Philosophen Littré, den Alleinverfasser des vollständigsten und merkwürdigsten Wörterbuchs der französischen Sprache, hinter welchem die gleichartige Arbeit der Brüder Grimm, so verdienstlich sie sei, in vielen Stücken doch zurückbleibt. Littré und Numale! welcher Abstand! Auf der einen Seite der unermüdete Ordner des ganzen französischen Sprach-

schäzes, auf der andern Seite der Schreiber kleiner Artikel und Geschichten pro domo! Aber während der fusionistische Bischof von Orleans, der schmähtlicher Weise auch Mitglied der Akademie ist, die Wahl des Herzogs von Nemours ganz in der Ordnung fand, ward er durch diejenige Littre's völlig in Tollmuth versetzt. Im Jahre 1863, als Littre's Candidatur zuerst austrat, hatten es die gemeinen Denunciationen des Mannes vom heiligen Tornister noch vermocht, die großen Gelehrten aus der Akademie auszuschließen. Jetzt nicht mehr! trotz Syllabus und Infallibilität. Das war mehr, als Sanct Dupanloup ertragen konnte. Der Mann Littre, diese rothe Fahne, machte auf ihn den Eindruck als wenn er ein wirklicher Stier gewesen wäre. Er gab seine Demission ein; diese ward aber von der invaliden Akademie nicht angenommen.

Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 14. Juni.

Die Politik feiert. Zwar erzählen uns die Eingeweichten, daß der hohe Bundesrath seine den profanen Blicken entzogene Thätigkeit noch emsig fortsetzt, diplomatische Hellseher wissen von allerlei Plänen zu künden, die der leider noch immer nicht ganz genesene Reichskanzler im Schatten seiner Zurückgezogenheit schmieden soll und die Pariser Journale benachrichtigen uns alles Ernstes, daß in der deutschen Hauptstadt zur Zeit nichts Geringeres betrieben wird, als die Erhebung des Prinzen Friedrich Karl auf den spanischen Königsthron. Nichtsdestoweniger ist ganz Berlin darin einverstanden, daß die politische saison morte begonnen hat. Einen deutlicheren Beweis, daß der Parlamentarismus in unserm öffentlichen Leben der Hauptfactor geworden ist, kann es nicht geben. Seit die Arena am Dönhofsplaz geschlossen und der Lärm der Kämpfenden verhallt ist, fühlt sich der gewissenhafte Staatsbürger berechtigt, nun auch einmal der harmloseren und angenehmeren Seiten des Erdenaseins sein Auge zuzuwenden. Alle Berechnungen für die nächste Zukunft pflegen in der Frage zusammenzulaufen: wann werden wir das staubige Berlin verlassen können? Glücklich Alle, denen es vergönnt ist, ein schmales Waldland aufsuchen und am Busen der Mutter Erde in vollen Zügen Verjüngung trinken zu können, bis der Herbstwind und die fallenden Blätter von Neuem an des Lebens Ernst gemahnen. Inzwischen suchen wir Zurückbleibenden uns einzurichten, so gut es eben